

Dr. Robert A. Peterson, Theologie im engeren Sinne, Sitzung 1, Kultureller Kontext

© 2024 Robert Peterson und Ted Hildebrandt

Hier spricht Dr. Robert A. Peterson über die eigentliche Theologie oder über Gott. Dies ist die erste Sitzung: Kultureller Kontext.

Bevor wir über die Lehre von Gott sprechen, lasst uns Gott suchen.

Gnädiger Vater, wir treten durch deinen Sohn in der Kraft des Heiligen Geistes vor dich und bitten dich, uns zu segnen, uns zu lehren, uns zu ermutigen und uns auf dem Weg zum ewigen Leben zu führen. Wir bitten im Namen Jesu. Amen.

Keine Lehre ist fundamentaler als die Lehre von Gott. Man könnte argumentieren, dass die Lehre der Heiligen Schrift fundamentaler sei, und dem würde ich tatsächlich nicht widersprechen, aber die Lehre von Gott ist, um es gelinde auszudrücken, eine sehr fundamentale Lehre.

Was moderne Irrtümer betrifft, so beruht vieles auf einer Überbetonung von Gottes vermeintlicher Liebe und einer Vernachlässigung seiner Heiligkeit oder Gerechtigkeit. Positiv betrachtet sollten wir uns Zeit nehmen, darüber nachzudenken, wer Gott ist, dass Gott als Heilige Dreifaltigkeit seit Ewigkeit existiert und dass er Eigenschaften und Merkmale besitzt. Er schuf uns nach seinem Bild, und wir teilen einige seiner Eigenschaften, andere hingegen überhaupt nicht. Es lohnt sich jedoch, über die Eigenschaften und Merkmale Gottes nachzudenken und zu meditieren.

Schließlich möchten wir uns den Werken Gottes zuwenden, seinen Schöpfungswerken und seiner Vorsehung, wobei wir Erlösung und Vollendung nur kurz erwähnen, da diese anderen Lehren zugrunde liegen. Beginnen wir also mit einer Einführung in die moderne und postmoderne Kultur, wo wir stehen und wie wir die Lehre Gottes besser verstehen können. Ich bin David Wells zu Dank verpflichtet, der in seinem fünften Buch zu diesem Thema – „Gott im Wirbelwind“, das, wie er sagt, das Zentrum der Wirklichkeit ist – die Kultur und die Notwendigkeit, dass Gott durch sein Wort in der Kultur gehört wird, thematisiert.

Die erste Herausforderung beim Versuch, die biblischen Lehren über Gott zu verstehen, liegt also in unserer Kultur. Anthony Thistleton schrieb bekanntlich ein Buch mit dem Titel „Die zwei Horizonte“. Da ist der Horizont des Bibeltextes und da ist der Horizont des Auslegers.

Ehrlich gesagt, habe ich mich mein ganzes Berufsleben lang auf Ersteres konzentriert. Doch herausragende Vermittler christlicher Wahrheit, wie John Stott und David Wells, verbinden beide Perspektiven: Sie betonen zwar das Wort Gottes, lehren es aber so, dass es in der Kultur verstanden wird und Einfluss auf andere ausübt – denn wir sind Teil dieser Kultur und können gar nicht anders. Die erste Herausforderung, so Wells, betrifft also unsere Kultur. Wie kann es sein, dass sie uns daran hindert, Gott so zu erkennen, wie er sich uns offenbart hat? Beginnen wir mit einer grundlegenden biblischen Wahrheit.

Es geht darum, dass Gott vor uns steht. Er ruft uns auf, aus uns selbst herauszutreten und ihn zu erkennen. Dies ist die tiefgründigste Wahrheit, der wir je begegnen, oder besser gesagt, die tiefgründigste Wahrheit, durch die wir uns begegnen.

Wells ist Calvinist. Und das ist der Schlüssel zu vielen anderen Wahrheiten, doch unsere Kultur drängt uns genau in die entgegengesetzte Richtung. Unsere Kultur sagt, wir müssten in uns selbst gehen, um Gott zu erkennen.

Dies ist die kulturelle Frage, die wir verstehen müssen, denn sonst prägt sie unsere Bibellektüre, unser Gottesbild, unsere Beziehung zu ihm und unsere Erwartungen an ihn. Also los. Wahrer Glaube, also Glaube biblischer Prägung, hatte schon immer eine subjektive Komponente.

Das steht außer Frage. Wenn wir das Evangelium hören, müssen wir darauf reagieren. Wir müssen Buße tun und glauben.

Es ist der Heilige Geist, der auf übernatürliche Weise in uns wirkt, um uns wiedergeboren werden zu lassen, uns neues Leben zu schenken, wo zuvor nur Tod war, uns eine neue Sehnsucht nach Gott und seiner Wahrheit zu geben, wo vorher keine war, und uns mit dem Tod Christi zu verbinden, damit wir den Status von Kindern Gottes haben. Und nicht nur den Status, sondern auch die Erfahrung, Gottes Kinder zu sein. Wir haben, so erklärt Paulus, den Geist der Kindschaft empfangen, durch den wir rufen: Abba, Vater!

Der Heilige Geist selbst bezeugt unserem Geist, dass wir Kinder Gottes sind. All dies ist natürlich eine innere Angelegenheit. Und insofern ist es subjektiv.

Es geschieht in den Tiefen unserer Seele und umfasst unser ganzes Wesen. Diese Wahrheiten werden keineswegs bezweifelt, wenn ich sage, dass Gott vor uns steht und uns auffordert, aus uns selbst herauszutreten und ihn zu erkennen. Doch was bedeutet es, zu sagen, Gott stehe vor uns? Dass er uns in gewisser Weise objektiv gegenübersteht? Nun, sagt er, beginnen wir mit etwas Abstand zum christlichen Glauben und arbeiten uns langsam zum Zentrum vor, wo wir wirklich sein wollen.

Dabei werden wir darüber nachdenken, wie unsere Erfahrungen in dieser leistungsorientierten, leistungsorientierten und globalisierten Kultur unser Verständnis von Gott und unseren Erwartungen an ihn prägen. Gott ist da draußen, irgendwo. Dass Gott vor uns ist, wird uns wie eine Selbstverständlichkeit vorkommen.

Manche Menschen denken beim Hören dieser Worte vielleicht nur, dass Gott existiert und in unserer Welt gegenwärtig ist. Im Westen liegt der Anteil derer, die an die Existenz Gottes glauben, üblicherweise zwischen 90 und 97 Prozent.

Im Jahr 2013 ordneten sich laut einer Pew-Studie jedoch nur 80 % der Amerikaner dieser Kategorie zu. Wenn Anhänger des neuen Atheismus den Glauben an die Existenz Gottes verspotten – als Wahnvorstellung (Richard Dawkins), Anachronismus (Peter Steven Pinker) oder bloße Fantasie (Sam Harris) –, stehen sie in der westlichen Kultur außerhalb des Mainstreams. Darüber hinaus bezeichnen sich etwa 80 % der Menschen im Westen als spirituell.

Bemerkenswerterweise gilt dies sogar in Europa, wo die Säkularisierungsprozesse schon sehr lange tiefgreifend sind. Doch die eigentliche Frage zum Glauben an die Existenz Gottes lautet: Welches Gewicht hat dieser Glaube? Der US-Kongress ließ 1956 den Spruch „In God We Trust“ auf die US-Banknoten drucken.

Es ist aber auch deutlich, dass dieser Glaube für viele eher nebensächlich ist und kaum Einfluss auf ihr tatsächliches Leben hat. Sie glauben zwar an die Existenz Gottes, aber dieser Glaube hat für sie keine große Bedeutung. Zu sagen, Gott sei in ihrer Gegenwart, wäre daher ziemlich bedeutungslos.

Es hat nicht unbedingt das Gewicht, ihre Lebensanschauung und ihren Lebensstil zu bestimmen. Tatsächlich ist eines der prägenden Merkmale unserer Zeit, zumindest hier im Westen, der weit verbreitete, praktische Atheismus. Sie sagen, Gott existiere, leben aber so, als gäbe es ihn nicht.

Wie ein Mensch über Gott denkt, zeigen Paul Fries und Christopher Bader in ihrem Buch „America's Four Gods“ (Amerikas vier Götter). Unsere Aussagen über Gott und deren Bedeutung für uns selbst werden von unseren Antworten auf zwei weitere Fragen geprägt: Erstens, greift Gott jemals in unser Leben ein? Zweitens, fällt Gott jemals moralische Urteile über unser Handeln und Reden? Beantworten wir beide Fragen mit Ja, so hat die Aussage, Gott sei vor uns, eine völlig andere Bedeutung, als wenn wir sie verneinen. Wenn wir glauben, dass Gott sich nicht in unser Leben einmischt, ist unsere Vorstellung von seiner Gegenwart etwas ganz anderes.

Wenn wir annehmen, dass er einen praktischen Ansatz verfolgt, ist es etwas ganz anderes, darüber nachzudenken, was es bedeutet, in seiner Gegenwart zu sein.

Sollten wir ihn uns dann als Vermieter vorstellen, der das Gebäude instand hält, sich aber nicht in das Leben der Bewohner einmischt? Oder eher als einen Anfeurer, der vom Spielfeldrand aus Mut zuspricht, aber selbst nicht aktiv am Spiel teilnimmt? Oder als einen Therapeuten, der stets eine gewisse Distanz zum Patienten wahrt, damit die Analyse nicht durch jemanden verzerrt wird, der weiß, dass letztendlich der Patient selbst die Kontrolle übernehmen muss? Sollten wir Gott als nicht wertend betrachten, als jemanden, der seine Gedanken für sich behält? In diese Richtung drängt uns unsere Kultur. Gott greift nicht ein.

Er ist ein Gott der Liebe und er urteilt nicht. Die andere Frage ist, wie sehr Gott sich um unsere Schwächen und Fehler kümmert. Wie viel weiß er über uns und welches Gewicht misst er den verschiedenen Fehlern bei? Wir leben in einer Zeit, in der Informationen über die Welt, über ihre Kriege, Tragödien, Leiden und ihren Hass, uns augenblicklich und gleichzeitig erreichen.

Wir werden durch Fernsehen und Internet über alles Wichtige, was geschieht, informiert. Und auch über vieles, was völlig unbedeutend ist. Das wirft einige interessante Fragen auf.

Angesichts der oft grausamen Dinge in der Welt: Kümmert sich Gott wirklich um unsere privaten, vergleichsweise kleinen Verfehlungen? Regt er sich über einen kleinen Moment der Täuschung hier und da auf, wenn wir nur einer Peinlichkeit entgehen wollen? Ist es so schlimm zu lügen, wenn keine böse Absicht dahintersteckt? Was ist mit einer sexuellen Schwäche, der wir nicht widerstehen können? Oder mit ein bisschen Eigenwerbung, die etwas von den Tatsachen abweicht? Grübelt er über diese privaten Schwächen nach? Kümmert es ihn wirklich? Oder ist er groß und gnädig und sieht über das hinweg, was wir nicht ändern können? Ist er nicht eher damit beschäftigt, uns zu ermutigen, als uns zu verurteilen? Auch genau dorthin will uns unsere Kultur führen. Wir hören diese Denkweise sogar in der Kirche widerhallen. Joel Osteen, Pastor der größten Kirchengemeinde Amerikas und mit weltweit 200 Millionen Anhängern, führt uns Woche für Woche auf diesen Weg.

In seiner zuckersüßen Vorstellung ist Gott unser größter Förderer, der traurig darüber ist, dass er uns nicht mit mehr Gesundheit, Reichtum, Glück und Selbstverwirklichung überschütten kann. Der Grund dafür ist einfach: Wir haben nicht danach gegriffen. Gott möchte uns diese Dinge unbedingt schenken.

Wenn wir sie nicht haben, nun ja, dann liegt die Schuld bei uns. Tatsächlich unterscheidet sich Osteens Botschaft kaum von der Art und Weise, wie die meisten amerikanischen Teenager heute über Gott denken. Christian Smith hat uns in seiner Selbstreflexion die Ergebnisse einer umfangreichen Studie über unsere Teenager präsentiert.

Die Studie erschien 2005. Besonders bemerkenswert ist Smiths Erkenntnis, dass die Gottesvorstellung bei der Mehrheit dieser Jugendlichen vorherrschend ist. Er nennt sie moralistischen, therapeutischen Deismus.

Die vorherrschende Ansicht, selbst unter evangelikalen Jugendlichen, ist, dass Gott alles erschaffen und eine moralische Ordnung geschaffen hat, aber nicht eingreift. Tatsächlich glauben die meisten nicht einmal an die Trinität. Die Inkarnation und Auferstehung Christi spielen im Denken kirchlicher Jugendlicher, selbst unter evangelikalen, kaum eine Rolle.

Sie sehen Gott als jemanden, der nicht viel von ihnen verlangt, da er sich hauptsächlich darum kümmert, ihre Probleme zu lösen und ihnen Wohlbefinden zu schenken. Religion bedeutet für sie, Glück und Zufriedenheit zu erfahren und darauf zu vertrauen, dass Gott die eigenen Probleme löst und für Dinge wie Wohnungen, Internet, iPods, iPads und iPhones sorgt. Diese Gottesvorstellung ist in der modernen Kultur weit verbreitet, nicht nur unter Jugendlichen, sondern auch unter vielen Erwachsenen.

Es ist die in westlichen Kontexten am weitesten verbreitete Gottesvorstellung. Diese Kontexte sind geprägt von spektakulärer Technologie, dem vom Kapitalismus hervorgebrachten Überfluss, der enormen Bandbreite an Möglichkeiten, der unendlichen Auswahl – von Zahnpasta bis hin zu Reisen – und der Tatsache, dass wir heute über umfassendes Wissen zu der Welt verfügen, mit der wir vernetzt sind. All diese Faktoren beeinflussen unsere Erfahrung und verändern unsere Denkweise auf ungewöhnliche Weise.

Vor allem aber haben sie unser Gottesbild offensichtlich grundlegend verändert. Ross Douthat spricht in seinem Buch „Bad Religion“ von einer weitverbreiteten Irrlehre, die Amerika erfasst hat. Er hat völlig Recht, wenn er sagt, dass die meisten Menschen Irrlehre nicht so verstehen würden.

Doch die Gottesvorstellung vieler Amerikaner ist eine Verzerrung der Wahrheit. Diese Verzerrung ersetzt die wahre Vorstellung. Deshalb ist sie ketzerisch.

Warum denken die Leute also so? Ich möchte versuchen, diese zweifellos hochkomplexe Frage zu beantworten. Auch hier bin ich David Wells für diese Kulturanalyse zu Dank verpflichtet, die eindeutig nicht mein Fachgebiet ist. Aber ich brauche sie.

Ein Paradoxon. Dieser Kontext, diese hochmodernisierte Welt, hat das hervorgebracht, was David Myers das amerikanische Paradoxon nennt. Tatsächlich ist dieses Paradoxon jedoch kein rein amerikanisches Phänomen.

Es ist im gesamten Westen anzutreffen. Und zunehmend ist es auch außerhalb des Westens zu beobachten. In wohlhabenden Teilen Asiens beispielsweise wird dasselbe immer deutlicher.

Und dieses Paradoxon führt ganz natürlich zur vorherrschenden Gottesvorstellung. Was ist also das Paradoxon? Es besteht darin, dass wir noch nie so viel hatten und doch noch nie so wenig. Nie zuvor hatten wir mehr Auswahlmöglichkeiten, einen leichteren Zugang zu Bildung, mehr Freiheiten, mehr Wohlstand, modernere Haushaltsgeräte, mehr Autos, bessere Häuser, mehr Komfort oder eine bessere Gesundheitsversorgung.

Das ist die eine Seite des Paradoxons. Die andere Seite ist jedoch, dass Depressionen, Angstzustände und Verwirrung in jeder Hinsicht noch nie so verbreitet waren. Unsere Ehen stehen kurz vor dem Zusammenbruch.

Unsere Kinder sind demoralisierter denn je. Die Selbstmordrate unter Jugendlichen ist so hoch wie nie zuvor. Immer mehr Menschen werden inhaftiert, und das Zusammenleben ohne Trauschein ist so verbreitet wie nie zuvor.

Tatsächlich wurden 2012 in Amerika 53 % der Kinder unehelich geboren. Diese neue Norm ist ein sicherer Indikator für die zukünftige Armut vieler dieser Kinder. Dieses Paradoxon ist nicht völlig neu.

Als der Franzose Alexis de Tocqueville in den 1830er Jahren Amerika besuchte, bemerkte er, dass zwar viele Menschen wohlhabend geworden waren, aber auch eine, wie er es nannte, „seltsame Melancholie“ unter ihnen herrschte. Politisch hatten sie Gleichberechtigung erreicht. Im sozialen Bereich jedoch kannte fast jeder jemanden, der mehr besaß als er selbst.

Politische Gleichheit führte nicht zu gleichen Ergebnissen in Bezug auf Reichtum und Besitz. So erklärte Tocqueville zumindest die von ihm beobachtete Melancholie. Ob dies die wahre Erklärung war, ist letztendlich nicht wichtig.

Wichtig ist, dass Überfluss nicht zwangsläufig ein ungetrübter, uneingeschränkter Segen ist. Das sollten wir natürlich wissen, denn Jesus sagte es schon vor langer Zeit. Heute ist dieser kulturelle Widerspruch jedoch äußerst verschärft, und wir befinden uns kulturell in einer ganz anderen Lage als das Amerika, das Tocqueville vor fast zwei Jahrhunderten erlebte.

Viele Therapeuten stellen mittlerweile fest, dass sich dieses Paradoxon auch im Leben ihrer Patienten bemerkbar macht. Darunter sind viele jüngere Menschen. Sie berichten oft, dass sie zwar in guten Familien aufgewachsen sind, alles hatten, was

sie sich wünschten, studiert und vielleicht sogar ins Berufsleben eingestiegen sind, aber dennoch von der inneren Leere, die sie empfinden, ratlos sind.

Ihr Selbstwertgefühl ist hoch, doch innerlich sind sie leer. Sie wuchsen mit dem Glauben auf, alles werden zu können, was sie wollten, doch sie wussten nicht, was sie wollten. Sie sind unglücklich, aber es scheint keinen Grund dafür zu geben.

Sie sind durch das Internet mit mehr Menschen vernetzt als je zuvor und haben sich dennoch nie einsamer gefühlt. Sie sehnen sich nach Akzeptanz und fühlen sich dennoch oft ausgegrenzt. Noch nie gab es so viel davon.

Nie zuvor hatten wir so wenig. Das ist unser Paradoxon. Diese zwiespältige Erfahrung erklärt wohl am besten, warum so viele Menschen, Jugendliche wie Erwachsene, heute über Gott und ihre Wünsche an ihn nachdenken.

Einerseits führt das Erleben von Überfluss, scheinbar unbegrenzten Möglichkeiten, Chancen und stetig steigendem Wohlstand fast zwangsläufig zu einer Anspruchshaltung. Bis vor Kurzem ging jede nachfolgende Generation davon aus, es besser zu machen als die vorherige. Jede machte dort weiter, wo die vorherige aufgehört hatte.

Diese Erwartung war nicht unrealistisch. So hat es sich entwickelt. Es ist leicht nachzuvollziehen, wie sich diese Art von Anspruchsdenken natürlich auch auf unsere Haltung gegenüber Gott und seinem Umgang mit uns auswirkt.

Das lässt uns ihn als einen Förderer sehen, der nur unseren Erfolg will. Er ist ein Unterstützer, ein inspirierender Ratgeber, eine Quelle unendlichen Wohlstands für uns. Er würde uns niemals bei unserem Streben nach einem guten Leben behindern, womit wir das Streben nach den schönen Dingen des Lebens meinen.

Wir sehen ihn als unerschöpfliche Quelle dieser Segnungen. Er ist unser Wegweiser. Die Verfechter des Wohlstandsevangeliums – eines Evangeliums, das, um es mit den Worten des Westens zu sagen, in die unterentwickelten Teile der Welt exportiert wird – scheinen völlig zu übersehen, dass ihr Verständnis des christlichen Glaubens in genau solchen Erfahrungen wurzelt.

Hätten sie nicht von westlicher Medizin und westlichem Wohlstand profitiert, wäre es wohl kaum anzunehmen, dass es im Christentum nur um Gesundheit und Reichtum ginge. Zumindest in der langen und verschlungenen Geschichte der Kirche haben wir so etwas noch nie gehört. Offenbar haben diese Verkünder des sogenannten Evangeliums bestimmte Lebensziele vorgegeben.

Um den gewünschten Wohlstand und die nötige Gesundheit zu erlangen, um ihn genießen zu können. Der Glaube berechtigt sie dann dazu, diese Dinge von Gott zu erhalten. Dort, wo diese Art von Christentum exportiert wurde, beispielsweise in viele afrikanische Länder, wird genau dieser Glaube propagiert.

Das ist wörtlich zu nehmen. Als ich vor einigen Jahren den Flughafen in Johannesburg, Südafrika, verließ, fiel mir eine Werbetafel mit einer simplen Frage auf: „Wollen Sie reich werden?“ Darunter stand eine Telefonnummer, die, wie mir gesagt wurde, zu einem Gesundheits- und Finanzministerium gehörte.

In vielen afrikanischen Städten gibt es tatsächlich sogenannte Wunderzentren, in denen Leidende gegen Bezahlung ein Wunder erwarten. Zumindest wird ihnen versichert, dass ein Wunder möglich ist. Die Geldwechsler im Tempel erzürnten Jesus so sehr, dass er sie mit Gewalt aus dem Gebäude warf.

Doch wir nehmen ihre modernisierten Nachkommen in der Gesundheits- und Wohlstandsbewegung gelassen hin. Sie fügen sich nahtlos in unsere Konsumgesellschaften und unsere Erwartung ein, dass Gott uns jederzeit zur Verfügung steht. Sie sind schlichtweg Teil des riesigen, weitverzweigten evangelikalen Imperiums.

Zwar haben wir modernen Menschen den Reichtum des Lebens erfahren, doch – und das ist die Kehrseite des Paradoxons – geht dieser Reichtum mit dem Gefühl von Leere und Verlust einher. Wir tragen in uns die vielen Defizite, die uns die Härte des Lebens, Frustrationen im Beruf, verletzte und zerbrochene Beziehungen, zerrüttete Familien, die Unfähigkeit, dauerhafte Freundschaften zu pflegen, das Gefühl, in dieser Welt nicht dazuzugehören, und die Empfindung, sie sei leer und feindselig. So suchen wir bei Gott Trost und Linderung für diese Wunden.

Wir neigen dazu, Gott als unseren Therapeuten zu betrachten. Trost, Heilung und Inspiration sind unsere tiefsten Sehnsüchte, und genau das suchen wir bei ihm. Dasselbe gilt für das, was wir uns von der Kirche erhoffen: Trost, Erbauung, Inspiration und Wohlbefinden.

Wir wollen nicht, dass der Sonntag oder vielleicht auch der Samstagabend ein weiterer Arbeitstag wird, eine weitere Belastung, etwas, das Anstrengung und Konzentration erfordert. Wir haben schon genug Belastungen und Herausforderungen, genug Dinge, auf die wir uns in der Arbeitswoche konzentrieren müssen. Am Wochenende wollen wir uns erholen.

Es ist daher leicht zu verstehen, wie diese zwiespältige Erfahrung, dieser Widerspruch, unser Gottesverständnis geprägt hat. Sie weckt in uns die Sehnsucht nach einem Gott, der uns nahe ist, der sanft mit uns umgeht, der uns zärtlich

berührt, der uns aufrichtet, tröstet und leitet. Wir wünschen uns einen Gott, der uns annimmt und nicht verurteilt.

Es weckt auch in uns die Erwartung, dass dieser Gott des Überflusses uns auf irgendeine Weise großzügig beschenken wird, vielleicht sogar durch einen Lottogewinn. Vielleicht gewinnen wir im Lotto oder bei einem anderen Gewinnspiel. Das ist der Gott, den wir uns wünschen.

So stellen wir ihn uns vor. Gott verschwindet in uns. Ich lese diese längeren Auszüge aus David Wells' „Gott im Wirbelwind“ erneut, weil ich sie für sehr treffend halte, um uns zu helfen, unsere Situation zu verstehen.

Sie ersetzen zwar nicht die Verkündigung des Wortes Gottes, aber sie helfen uns, die Notwendigkeit dieser Verkündigung zu verstehen. Auch wir selbst sind von solchen Gedanken nicht völlig verschont geblieben. Gewiss sind unsere Familien und Angehörigen, Kinder und Enkelkinder beispielsweise von einigen dieser Strömungen in unserer Kultur beeinflusst worden.

Gott verschwindet im Inneren. Diese Haltung, wie wir bereits argumentiert haben, entspringt vermutlich unseren Erfahrungen. Doch unsere Erfahrungen gründen auf nichts Geringerem als einer Verschiebung der tektonischen Platten unter unseren westlichen Gesellschaften.

Es ist das Endprodukt von mindestens zwei eng miteinander verbundenen, tiefgreifenden Veränderungen, die unsere Kultur seit mindestens den 1960er Jahren prägen. Erstens haben wir in unserem Denken die alte moralische Welt, in der Gott transzendent und heilig war, hinter uns gelassen und eine neue psychologische Welt betreten, in der er nur noch gegenwärtig und liebend ist. Dies ist der Rahmen, in dem wir nun alles verstehen.

Das bedeutet, dass die Veränderungen in unserer Sichtweise, die in unseren Erfahrungen wurzeln, nun in unserem kulturellen Kontext bestätigt werden. Zweitens denken wir jetzt nicht mehr über die menschliche Natur nach, sondern über das Selbst. Das Selbst ist schlicht ein innerer Kern von Intuitionen.

Es ist der Ort, an dem unsere einzigartige Biografie, unser Geschlecht, unsere ethnische Zugehörigkeit und unsere Lebenserfahrung in einem einzigen Zentrum des Selbstbewusstseins zusammenfließen. Und jedes Selbst ist einzigartig, weil niemand exakt dieselben persönlichen Merkmale aufweist. Es ist daher nicht verwunderlich, dass wir heute dazu neigen, das Leben auf ganz individuelle Weise zu betrachten, um die Wahrheit zu erkennen und über Richtig und Falsch auf einzigartige Weise nachzudenken.

Jeder von uns hat seine eigene Sicht auf das Leben und seinen Sinn, und jede Sichtweise ist genauso gültig wie die andere. Und keine davon ist durch absolute moralische Normen eingeschränkt. So lebt die überwältigende Mehrheit der Amerikaner.

Diese Veränderungen versuche ich in meinem Buch „*Unsere Tugend verlieren: Warum die Kirche ihre moralische Vision wiedererlangen muss*“ zu beschreiben, einem der fünf wichtigsten Bücher von David Wells. Obwohl der Verlust der moralischen Welt und das Entstehen des neuen Selbst getrennt voneinander beschrieben werden können, geschehen sie tatsächlich gemeinsam und bedingen einander. Lassen Sie uns dies kurz näher betrachten.

In den 60er Jahren, als diese kulturellen Veränderungen ihren Lauf nahmen, wirkten sie radikal. Dies war der Kern der aufständischen Neuen Linken. Die einflussreichen Bücher jener Zeit, wie etwa Theodore Roszaks „Die Entstehung einer Gegenkultur“ und Charles Reichs „Die Ökologisierung Amerikas“, griffen die Rationalität der Aufklärung an, als ob unsere Vernunft, wie von der Aufklärung angenommen, völlig unvoreingenommen wäre.

Doch die Kehrseite dieser Botschaft war eine unerbittliche Beschäftigung mit dem Selbst, seinen Intuitionen und Zuständen, und dies ging natürlich einher mit der Art und Weise, wie die Kultur auf die Menschen einwirkte. Was in der radikalen Neuen Linken begonnen hatte, wandelte sich mit der Zeit zu den gängigen Annahmen der postmodernen Welt. Diese Radikalisierung wurde zum Mainstream, und daraus entstand das, was Philip Reif den psychologischen Menschen nannte.

Diese Person ist jeglicher Bezugspunkte außerhalb ihrer selbst beraubt. Es gibt keine moralische Welt, kein absolutes Richtig und Falsch und niemanden, dem sie Rechenschaft schuldig ist. Für sie zählt allein ihre innere Realität, unberührt von jeglicher Verpflichtung gegenüber der Gemeinschaft, von Verständnis aus der Vergangenheit oder gar von äußeren Einflüssen Gottes.

Die Grundlage, auf der das Leben aufgebaut wird, ist die Annahme, dass es nichts außerhalb des Selbst gibt, worauf es aufbauen könnte, und dass dieses Selbst nur nach Befriedigung strebt. Es sieht keinen Grund, gerettet zu werden. Dies ist ein therapeutischer Deismus, dessen Moralvorstellungen selbstbezogen und selbstgeneriert sind.

Nach den Wirren der 1960er-Jahre kamen Begriffe wie Individualismus, Narzissmus, Ich- Generation und Wassermannzeitalter in Mode, um all dies zu beschreiben. Es war die Zeit der Transzendentalen Meditation und des Jesus Christ Superstar. Sie lieferte den Stoff für Bücher wie Tim Wolfs brilliant-ätzenden Roman „Fegefeuer der Eitelkeiten“.

Dieser Roman schildert New York in den 1980er-Jahren aus der Perspektive von vier schabigen Gestalten, deren einziges Ziel ihr Eigeninteresse ist und die außer dem, was sie durch ihr Äußeres zur Schau stellen, kein wirkliches Selbst besitzen. Sie sind eitel und leer. Sie sind nichts weiter als eine Ansammlung von Posen und Selbstinszenierungen.

Eine Parallele dazu fand sich später in Oliver Stones Film „Wall Street“ von 1987. Dieser Film schilderte das Leben einiger Wall-Street-Händler, die einzig und allein von Gier getrieben waren und in einer völlig unmoralischen Welt lebten. In manchen Fällen sickerte die neue, therapeutische Fixierung der Ich-Generation natürlich auch in die Kirche ein, wenn auch in weniger offensichtlicher und beschönigterer Form.

Wade Clark Roof sagte rückblickend, dass eines der prägenden Merkmale der Babyboomer-Generation die Unterscheidung zwischen dem inneren und dem äußeren Aspekt der Religion war. Das heißt, zwischen dem, was man Geist und Institution nennt. Der institutionelle Aspekt des christlichen Glaubens, die Kirche, wurde zunehmend skeptisch betrachtet.

Man schenkte stattdessen dem Inneren Glauben, nicht der von anderen formulierten Kirchenlehre, nicht der kirchlichen Autorität, ja, überhaupt keiner äußeren Autorität. Gott fand sich vielmehr in persönlichen Intuitionen. Die Babyboomer glaubten an ihre eigene Welt und nicht an das, was die Kirche tat und sagte.

Hier lagen die Wurzeln, die bis Ende der 1990er Jahre im Westen Millionen von Menschen hervorgebracht hatten, die zwar spirituell, aber nicht religiös waren. Sowohl in Amerika als auch in Europa bezeichnen sich rund 80 % als spirituell. Zwar umfasste diese Gruppe auch einige Religiöse, doch viele der Spirituellen standen allen Religionen entschieden feindlich gegenüber. Sie lehnten die Doktrinen ab, die man ihnen aufzwingen wollte, die Regeln, die sie befolgen mussten, und die Kirchen, die sie besuchen sollten.

Sie widersetzten sich all dem. Sie wollten sich nicht von religiösen oder gesellschaftlichen Erwartungen einschränken lassen, die andere ihnen auferlegten. Die Impulse, die in den 1960er Jahren begonnen hatten, waren in den 1990er Jahren dominant geworden, und Fernsehen und Internet verstärkten diese Neigung natürlich noch.

Erstaunlich viele Menschen beziehen ihre spirituelle Stärkung Woche für Woche ausschließlich aus der Geborgenheit ihres Wohnzimmers oder von ihrem Computer. Sie gehen nie in die Kirche. Nun ja, sie gehen schon in die Kirche, aber eben auf ihre eigene Art und Weise.

Roof bezeichnete dies in seiner Analyse als generationsbedingte Gewohnheit. So seien die Babyboomer eben. Tatsächlich ist diese Denkweise jedoch innerhalb einer einzelnen Generation nicht weit verbreitet.

Diejenigen, die auf die Babyboomer, die Generation X und dann die Millennials folgten, hatten exakt dieselben Gewohnheiten. Das bestätigte auch Smiths Studie über Teenager. Nein, es handelt sich hier nicht um ein Generationenproblem.

Es war und ist eine kulturelle Frage. Genau das passiert Menschen, die inmitten einer hochmodernisierten Gesellschaft leben. Sie befinden sich mitten im amerikanischen Paradoxon und sind untrennbar mit dessen postmoderner Stimmung und Lösungsansätzen verbunden.

Auf diesem Boden errichtete Oprah ihr Fernsehimperium. Ihre wöchentlichen Zuschauer waren in ihren eigenen Augen so konventionell wie ein Apfelkuchen. Doch der Rattenfänger von Hameln, dem sie folgten, war es in Wirklichkeit nicht.

Sie verkündete ein Zeitalter, in dem Gott im Selbst zu finden ist, Erlösung nur eine Frage der Therapie ist, Glück zum Greifen nah scheint und Konsum jedermanns Recht ist. Und das Schöne an Oprah ist, dass auch sie nicht perfekt ist. Sie ist so menschlich.

Ihre Irrtümer und Schwächen traten in Momenten schmerzhafter Ehrlichkeit schonungslos zutage. Es wirkte, als befände sie sich in ihrem privaten Beichtstuhl, beichtete zwar sich selbst, doch die ganze Welt hatte das Privileg, zuzuhören. Die kulturellen Einstellungen, die Oprah aufdeckte, betrafen natürlich weit mehr als nur persönliche Zufriedenheit oder gar Religion.

In seinem Werk „Twilight of Authority“ beschrieb Robert Nisbet, wie diese Haltung den gesamten politischen Prozess untergrub. Durch unsere Selbstbezogenheit, unsere völlige Selbstbezogenheit, so argumentierte er, verlagere sich unser Fokus weg von dem, was für die Gemeinschaft wichtig ist, hin zu dem, was nur dem Einzelnen wichtig ist. Vom Bedeutsamen zum Flüchtigen, von anderen hin zu uns selbst.

Und unsere nationale Debatte über diese Dinge ist so weit entfernt wie nur möglich von jenen Zeiten, als das Wohl der Nation im Vordergrund stand. Der Inbegriff dafür waren wohl die sieben mehrstündigen Lincoln-Douglas-Debatten von 1858, über die landesweit in den Zeitungen berichtet wurde, als ernsthafte Themen noch ausführlich und ernsthaft diskutiert wurden. Heute werden unsere nationalen Angelegenheiten im Fernsehen debattiert. Wenn sich eine Nation in Belanglosigkeit verliert, so Neil Postman in „Wir amüsieren uns zu Tode“, wenn das Leben auf nichts anderes als Unterhaltung reduziert wird und die öffentliche

Diskussion über das Wohlergehen unserer Natur in kindischen Fernseh-Ausschnitten geführt wird, dann spüren wir die ersten Anzeichen eines kulturellen Todes.

Es gibt keine Möglichkeit mehr, über das Gute zu sprechen, und es besteht kein Interesse mehr daran, über etwas anderes als das des eigenen Eigennutzes zu reden. Wie Guinness schrieb, gibt es Zeiten im Leben einer Nation, in denen sich ihr Volk gegen die Gründungsprinzipien der eigenen Nation auflehnt. Dies ist eine dieser Zeiten in Amerika.

Es ist weitaus gefährlicher als jeder Terroranschlag. Es ist in der Tat ein Selbstmord des freien Volkes, wie er es im Titel seines Buches formuliert. Warum? Weil das, was eine Republik zusammenhält, nie allein die Verfassung und unsere Gesetze waren.

Das Gesetz ist ein äußerst grobes Instrument, wenn es darum geht, menschliches Verhalten zu kontrollieren. Viele unethische Handlungen sind nicht illegal. Lügen beispielsweise sind meist nicht illegal, aber immer unethisch.

Unsere Straf- und Zivilgesetze können unser Verhalten nur bedingt kontrollieren. Tugendhaftigkeit ist es, die den Rest bewirkt, und genau diese wird in unserer egozentrischen, selbstsüchtigen Kultur untergraben. Sie ist der Giftstoff, der die Grundfesten der Nation zersetzt, objektive Werte untergräbt, alte Traditionen auslöscht und die Menschen ohne klaren Sinn im Leben zurücklässt – ja, ohne jeden anderen Sinn außer ihrem eigenen Vorteil.

Unter der postmodernen Sonne hat jeder das Recht auf seine eigene Version der Realität. Dadurch verliert jede Kultur ihre Fähigkeit zur Erneuerung. Die Kultur der Vergangenheit verkommt zu oberflächlichen Formeln, die im Internet verbreitet werden – von Mensch zu Mensch.

Es wird wieder als Kitsch verkauft, und alle tun so, als wäre es immer noch dasselbe tiefgründige Thema wie einst. Das ist es nicht. Wenn das passiert, befinden wir uns, wie Morris Berman argumentiert, im Niedergang der amerikanischen Kultur.

Die Dinge verschwimmen. Diese Haltung hat Jean-François Lyotard in seinem Werk „Die postmoderne Kultur“ treffend beschrieben. Mit all seiner französischen Weitschweifigkeit und seiner Fremdartigkeit wirkte es in Amerika, gemessen an anderen Büchern, wie ein Fremdkörper.

Doch auch wir hatten diesen Weg bereits beschritten, vielleicht nicht mit demselben französischen Regisseur, aber dennoch zu denselben Schlussfolgerungen. Schriftsteller um Schriftsteller und Film um Film der 1990er-Jahre gingen davon aus, dass es keine unabhängige Realität gäbe, keine Realität da draußen. Was wir alle

haben, ist ein privates Verständnisgerüst, und es gibt keine Fakten, auf die wir uns stützen könnten.

Fakten existieren erst, wenn wir sie in unserer eigenen Welt begreifen. Thomas Kuhn, der über wissenschaftliche Theoriebildung geschrieben hatte, wurde nun häufig herangezogen, um viele kulturelle Entwicklungen zu erklären. Paradigmenwechsel wurden plötzlich so selbstverständlich thematisiert wie Burger und Pommes.

So verschwammen die Grenzen zwischen den Dingen allmählich und verschwanden schließlich ganz. Amerika war darauf vorbereitet. Wie James Livingstone bemerkt, brauchten die Amerikaner keinerlei Anstoß von etablierten Radikalen, um diesen Weg einzuschlagen.

Es gibt eine Reihe solcher verschwimmender Grenzen, derer wir uns bewusst sein sollten. Die Unterscheidung zwischen Seele und Körper verschwand nach den 1960er Jahren zunehmend, als unsere Kultur ihren Selbstwandel begann. Alles, was wir sind, so wurde angenommen und später behauptet, sei tierisch.

Alles, was wir sind, ist unser Körper. Das Problem ist jedoch, dass wir in dieser neuen Welt Schwierigkeiten haben, unsere persönliche Realität zu finden. Wir wissen nicht immer, wie wir unsere Individualität ausdrücken können.

Wir sehnen uns nach etwas, das uns von allen anderen abhebt. Ein wenig äußerlicher Schmuck, wie Piercings und Tattoos, hilft dabei. Genau genommen waren es aber nicht nur Tattoos.

Es war alles, was dazugehörte, cool zu sein. Alles, was einen als einzigartigen Körper auszeichnete, als anders. In dieser Andersartigkeit lag das Geheimnisvolle, und in diesem Geheimnisvollen etwas, das einfach unwiderstehlich begehrenswert war.

Darum geht es im Leben. Doch wenn die Unterscheidung zwischen Mensch und Tier in den Hintergrund gerät, eröffnet dies eine neue Diskussion über Rechte. Und genau das geschah als Nächstes.

Mit ernster Miene versicherten uns einige, dass Tiere sich nicht von Menschen unterscheiden und die gleichen Rechte haben sollten. Es wurde sogar vorgeschlagen, Tieren Anwälte zuzuweisen, die ihnen helfen, diese Rechte durchzusetzen. Doch wenn ich das so sagen darf: Kein Tier verdient einige unserer Anwälte.

Das ist widerlich. Dieses Verschwinden von Grenzen betraf nicht nur den Körper, sondern auch das Geschlecht. Die Manipulation und Verformung von

Geschlechterrollen bleibt, neben anderen Exotiken, ein Randphänomen der Gesellschaft.

Homosexualität hingegen ist eine ganz andere Sache. Sie hat eine hohe gesellschaftliche Akzeptanz erlangt und ist mittlerweile fester Bestandteil der Gesellschaft. Tatsächlich stand sie im Mittelpunkt von Präsident Obamas Antrittsrede im Jahr 2013.

Dass Homosexualität breite Unterstützung findet, ist an sich schon bedeutsam. Weitaus bedeutsamer ist jedoch die Tatsache, dass dies nur ein Teil eines tiefgreifenden, vielschichtigen Bestrebens ist, die Familie neu zu definieren. Wir befinden uns inmitten eines gewaltigen sozialen Experiments.

Wir definieren den grundlegendsten Baustein jeder Gesellschaft neu. Die Marxisten versuchten, das Klassensystem ihrer Zeit umzugestalten. Dieser Versuch ist heute gescheitert.

Viele westliche Gesellschaften wagen heute ein ähnlich gewagtes Experiment: Sie wollen die Grundregeln ihrer Familienverhältnisse neu definieren. Man kann jedoch vermuten, dass das Ergebnis nicht wesentlich anders ausfallen wird. Wenn diese sozialen Experimente scheitern, hinterlassen sie immenses Chaos, Unordnung und Leid.

nicht mehr als Tiere betrachten, erscheint es uns nicht mehr so klar, dass wir uns tatsächlich so sehr von bloßen Computern unterscheiden. Wir sind nichts weiter als unsere DNA, die sich durch verschiedene interne Mechanismen manifestiert.

Diese eitle Denkweise prägte einige unserer Filme wie Blade Runner aus früheren Zeiten und den neueren Matrix. Es ist ein Henne-Ei-Problem: Was war zuerst da? Haben wir zuerst die Grenzen eingerissen und festgestellt, dass auch die alte Grenze zwischen uns und Gott verschwunden war? Oder verschwand diese Grenze zuerst, und nachdem sie weg war, musste das ganze Leben neu gedacht werden? Wie dem auch sei, der äußere Gott ist verschwunden und wurde durch den inneren Gott ersetzt.

Die Transzendenz wurde von der Immunität verschluckt. Gott ist nur noch im Selbst zu finden. Sobald dies geschah, verschwand die Grenze zwischen Richtig und Falsch, zumindest so, wie wir sie uns vorgestellt hatten, wie eine Reihe fallender Kegel.

Das Böse und die Erlösung wurden als zwei Seiten derselben Medaille betrachtet, nicht als zwei Alternativen im Leben. In Wahrheit wird das gesamte Leben neu gedacht und neu interpretiert.

Dieser Versuch, uns selbst und unsere Gesellschaft auf anderen Grundlagen neu aufzubauen, führt uns jedoch in eine Sackgasse. Die Wahrheit ist, dass wir dabei nicht gut vorankommen. Wenn Gott, der äußere Gott, stirbt, tritt sofort das Selbst an seine Stelle, um die entstandene Leere zu füllen.

Doch dann geschieht etwas Seltsames. Auch das Selbst stirbt. Und mit ihm verschwinden Sinn und Realität.

Wenn diese Dinge sich ändern, ist alles möglich. Huxleys dystopischer Roman „Schöne neue Welt“ erscheint plötzlich gar nicht mehr so weit entfernt. Wir wissen jetzt, dass wir uns in einem rasenden Zug befinden, der unaufhaltsam auf die Gleise zurast.

Es ist absurd zu glauben, dass wir durch Überlehnen und Abstützen mit den Fersen auch nur den geringsten Einfluss auf die Geschwindigkeit des Zuges hätten. Die Leute spüren das. Viele.

In unserer Kultur herrscht Panik, weil wir wissen, dass unsere Ära zu Ende geht. Unsere Horrorfilme sind nicht einfach nur Geschichten. Sie sind eine Art Spiegelbild unserer selbst.

Sie tauchen auf. Das vage Gefühl, das wir haben – das Gefühl der Furcht.

Das Gefühl, dass etwas nicht stimmt in unserer Welt. Und dass da draußen eine unsichtbare Bedrohung lauert. Wir spüren intuitiv, dass ein furchtbares Unheil über uns schwebt, aber wir verstehen weder, was es ist, noch wo es sich befindet.

So ist es nun mal. Die amerikanische Kirche steht an vorderster Front im Umgang mit dieser modernisierten Welt. Wie sie diese Auseinandersetzung gestalten soll, ist jedoch zu ihrem größten Dilemma geworden.

Und das ist auch ihre dringlichste Herausforderung. Offensichtlich bestand oft die Versuchung, den christlichen Glauben diesem Kontext anzupassen. Vielmehr neigen sie dazu, sich dem Kontext dort zu stellen, wo dies erforderlich ist.

Anstatt eine alternative Lebensanschauung zu bieten, ist der christliche Glaube in vielerlei Hinsicht zu einem Spiegelbild dessen geworden, was in unserer modernen Kultur geschieht. Jesus wäre erstaunt darüber, wie leicht das Reich Gottes erreichbar geworden ist, seit wir uns der Kultur angepasst haben. Tatsächlich vollziehen sich in unseren westlichen Gesellschaften tiefgreifende Veränderungen.

Großartige Gedanken über Gott. Unsere Welt wird bis in ihre Grundfesten erschüttert. Anstatt tiefgründige Gedanken über Gott, den Sinn des Lebens und das

Evangelium zu vermitteln, bieten evangelikale Kirchen lediglich oberflächliche, wohlklingende, aber letztlich wertlose Heilmittel an.

Man fragt sich sogar, ob manche Mädchen in der heutigen Kirche Widerstand leisten könnten, wenn sie auf ein tiefgründiges, anspruchsvolles und herausforderndes Christentum stießen. Deshalb müssen wir zu unseren Grundprinzipien zurückkehren. Und das grundlegendste davon ist die Tatsache, dass Gott da ist und uns gegenüber objektiv ist.

Er ist nicht da, um sich uns anzupassen. Wir müssen uns ihm anpassen. Er ruft uns aus unserem Inneren heraus, um ihn zu erkennen.

Wir suchen ihn nicht in unserem Inneren. Wir sind aufgerufen, ihn nur unter seinen Bedingungen zu erkennen. Er ist nicht unter unseren Bedingungen zu erkennen.

Dieser Ruf wird in und durch sein Wort vernommen. Er wird nicht durch unsere Intuition vernommen. Dies sind unsere grundlegendsten Prinzipien, denn sie betreffen unsere grundlegendsten Fragen und unsere grundlegendste Berufung.

Unsere Berufung besteht darin, Gott so zu erkennen, wie er sich uns offenbart hat und auf die von ihm vorgegebenen Weisen. Wir sollen diesen Ruf innerhalb des von ihm geschaffenen Rahmens hören. Er ist nicht da, wann es uns passt, nicht nur zu unserer Heilung und auch nicht einfach als der göttliche Verwalter, der uns Gaben aus seinem großen Schatz aushändigt.

Nein, wir sind hier, um ihm zu dienen. Wir sind hier, um ihn so kennenzulernen, wie er ist, und nicht so, wie wir ihn gerne hätten. Die Ortsgemeinde ist der Ort, an dem wir dies lernen sollten, und Gottes Wort ist das Mittel dazu.

Doch wir müssen noch weiter gehen. Es genügt nicht zu wissen, dass Gott uns eine Wahrheit gegeben hat, die dem entspricht, was da ist, die dem entspricht, der da ist. Darüber hinaus ist dies das Wort Gottes selbst, mit dem er persönlich zu uns spricht.

Dadurch lässt er uns ihn selbst erkennen. Er steht außerhalb unserer Umstände. Er ist nicht durch unsere Subjektivität eingeschränkt.

Es steht ihm frei, in unser Leben einzudringen, uns zu den Seinen zu machen und uns in seine großen Erlösungspläne einzubeziehen, die sich über die Jahrhunderte hinweg entfalten. Der Heilige Geist spricht heute die Wahrheit der Heiligen Schrift zu uns und öffnet unseren Verstand und unser Herz, sie aufzunehmen. So erhalten wir nicht nur eine Sicht auf Gott und auf uns selbst, sondern die ganze Wahrheit.

Und nicht nur eine richtige und wahre Sichtweise; uns wird Gott selbst geschenkt, der durch sein Wort und das Wirken des Heiligen Geistes zu uns kommt. Gott ist es, der uns sich selbst erkennen lässt. Gott als heilige Liebe.

Gott ist uns also insofern objektiv, als wir vor ihm stehen. Wir sind Kannibalen vor ihm und Kannibalen inmitten seiner Heiligkeit. Wir erkennen ihn nur deshalb auf heilsame Weise, weil er uns in die Erkenntnis seiner selbst geführt hat.

Darin besteht die Liebe, schreibt Johannes, nicht dass wir Gott geliebt haben, sondern dass er uns geliebt und seinen Sohn gesandt hat als Sühne für unsere Sünden. (1 Joh 4,10) Wir lieben, weil er uns zuerst geliebt hat. (1 Joh 4,19) Die Liebe wird durch den stellvertretenden Opfertod Christi definiert und erhält dadurch ihre Bedeutung.

Das ist es, was Gottes Liebe in höchstem Maße ausmacht. Dies wird als Grundlage dienen; es ist eines unserer Themen in den Vorlesungen dieser Woche. Johannes' Satz zur Definition der Liebe hätte im Westen heute eine ganz andere Form angenommen.

Darin liegt die Liebe, so würden viele sagen, dass Gott für uns da ist, wenn wir ihn brauchen. Er ist da, um uns das zu geben, was wir von ihm benötigen. Er ist Liebe, weil er uns inneren Trost spendet und uns hilft, uns selbst besser zu fühlen.

Er ist Liebe, weil er uns glücklich macht, uns Erfüllung schenkt, uns mit Dingen versorgt, uns heilt und uns jeden Tag aufs Neue ermutigt. Das ist das vorherrschende Gottesbild heute. Wenn Osteen all dies wiederholt, beweist er sein perfektes Gespür für kulturelle Trends.

Die biblische Sichtweise ist hingegen völlig anders, denn ihre Welt ist moralisch geprägt. Unsere heutige Welt ist tiefgreifend, unerbittlich und lediglich therapeutisch. Die biblische Welt ist durch Gottes Heiligkeit definiert.

Unser heutiger Gott ist es nicht. Er ist psychologischer Natur. Das ist der Unterschied zwischen Gott, der für uns objektiv ist, und Gott, der subjektiv ist, insofern er im Selbst aufgegangen ist.

Dies ist ein wesentlicher Unterschied, den wir verstehen müssen, wenn wir uns mit der Gotteslehre auseinandersetzen. Wenn Postmodernisten das Leben aus psychologischer Perspektive betrachten, tun sie dies aus dem Zentrum des Selbst heraus. Das Selbst bestimmt, was Erlösung und was Leben bedeuten.

Wenn wir das Leben im moralischen Rahmen der Heiligen Schrift betrachten, den Gott uns schenkt, dann stellen wir Gott in den Mittelpunkt. Er ist es, der in seiner

Heiligkeit die Erlösung definiert, die wir brauchen, und er ist es, der uns in seiner Liebe in Christus das gibt, was wir brauchen. Aus postmoderner Sicht stehen wir im Zentrum des Lebens.

Aus biblischer Sicht sind wir es nicht. Gott steht im Mittelpunkt des Lebens. Wenn wir diese Unterschiede nicht verstehen, werden wir uns verloren fühlen, wenn wir darüber nachdenken, wie Gott sich uns tatsächlich offenbart hat.

Das Zusammenspiel von Liebe und Heiligkeit lässt sich nur schwer gleichzeitig aufrechterhalten. Viele halten es sogar für unangebracht. Im Westen befürworten wir zwar den Gedanken, dass Gott Liebe ist, lehnen aber den Gedanken an seine Heiligkeit ab.

Manche behaupten, dies sei Teil unserer primitiven Vergangenheit, aus der wir uns entwickelt haben. Wir seien erwachsen geworden und könnten nicht länger an harte Mythen wie das göttliche Gericht glauben. Im Gegensatz dazu gibt es andere Kulturen, insbesondere dort, wo ein radikalierter Islam präsent ist, die den Gedanken, dass Gott Liebe ist, ablehnen und ihn ausschließlich als heilig betrachten.

Liebe wird als Teil einer weichgespülten, westlichen Sentimentalität betrachtet. Das bedeutet, dass ihre Gesellschaften nur harte Gesetze kennen, verbunden mit allen Mechanismen der Rache und Vergeltung für begangenes Unrecht. Vergebung gibt es nicht.

Das Christentum vereint Liebe und Heiligkeit auf einzigartige Weise, weil sie in Gottes Wesen untrennbar miteinander verbunden sind und es immer waren. Wir verstehen hier Gottes Liebe und Heiligkeit als die vielen Aspekte seines Wesens, von denen die Heilige Schrift spricht. Der Begriff „heilige Liebe“ ist dabei nicht ganz ausreichend.

Es könnte sogar den Eindruck erwecken, genau das, wogegen wir argumentieren: dass Liebe grundlegend und Heiligkeit zweitrangig sei. Aber das meinen wir nicht. Das Problem ist: Wenn ich den Begriff der heiligen Liebe nicht als Kurzform verwenden kann, bleiben uns nur andere, sehr schwierige Ausdrücke.

Gottes Heiligkeit und Gottes Liebe in ihrer Einheit, zum Beispiel. Deshalb wollen wir uns auf die heilige Liebe konzentrieren. Heutzutage besteht unsere ständige Versuchung, gefördert und unterstützt von unserer Kultur, darin, den Bindestrich aufzulösen.

Wir wünschen uns Gottes Liebe ohne seine Heiligkeit. Wir wünschen uns das, weil wir in unseren eigenen, geschützten Welten leben, die keine absoluten moralischen Normen kennen. Gottes Heiligkeit wird daher zu einem störenden und unerwünschten Eingriff.

Seine Liebe ohne seine Heiligkeit ist jedoch etwas, das wir im Leben einfach nicht haben können. Und wahrlich, es wird eine unserer größten Freuden sein zu verstehen, wie Gott heilig und liebend zugleich ist. Genug.

Genug. Diese kulturelle, etwas deprimierende Einleitung legt den Grundstein für unsere Suche nach Gott in seinem Wort und die Erkenntnis, dass er heilige Liebe ist und noch vieles, vieles mehr.

Hier spricht Dr. Robert A. Peterson über Theologie im engeren Sinne oder über Gott. Dies ist die erste Sitzung: Kultureller Kontext.